

i.vau.el*

* innsbrucker vergleichende literaturwissenschaft

Workshop
**Imaginierte fremde Blicke aufs Eigene.
Reisen in erfundenen Briefen**

Abstracts zu den Vorträgen

Panel I: Auseinandersetzungen mit dem Genre

Ruth Corinna Wolf

Die Imitation der Imagination: Der vermeintlich fremde Blick in Thomas Lediards *The German Spy*

Der Terminus »imaginierte fremde Blicke« beschreibt das in Briefromanen vorkommende Phänomen, dass der Autor eines Briefromans sich nicht als solcher zu erkennen gibt, sondern die Briefe Reisenden aus fernen Ländern zuordnet, um so unter dem Deckmantel der kulturell bedingten Kenntnislosigkeit über die eigene Gesellschaft schreiben zu können. Das berühmteste Beispiel für diese Vorgehensweise sind sicher Montesquiues *Lettres persanes* (1721). Viele andere Autor_innen sind dieser Vorgehensweise gefolgt.

The German Spy; or Familiar Letters From A Gentleman on his Travels thro' Germany, To His Friend in England hingegen zeigt eine konträre Strategie. Der Briefroman, der 1740 in zweiter Auflage anonym bei T. Cooper in London veröffentlicht wurde, enthält neben dem Vorwort des nicht namentlich genannten Editors 48 Briefe in englischer Sprache. Die nach Angaben des Herausgebers in einem Nachlass gefundenen anonymen Briefe werden im Vorwort vom sachverständigen Historiker Thomas Lediard verifiziert und auf den Zeitraum zwischen 1727 und 1729 datiert.

Die Briefe des anonymen Gentleman, gerichtet an einen Freund im heimischen England, erzählen von dessen Reise durch Deutschland und besonders von seiner Zeit in Hamburg. Er beschreibt darin neben deutschen Städten und Regionen auch Sprache, Religion, Regierung und andere gesellschaftliche Phänomene. Auch Klatsch über seltsame deutsche Gewohnheiten und berühmte Persönlichkeiten sind in den Briefen zu finden.

Recherchen zufolge wurde der Briefroman allerdings von Thomas Lediard selbst verfasst. Da der Autor nachprüfbar lange Zeit in Deutschland und speziell in Hamburg gelebt, sich mit der deutschen Kultur und Sprache sehr gut auskennt und sogar selbst Werke aus dem Deutschen ins Englische übersetzt hat, scheint es sehr wahrscheinlich, dass zumindest ein Großteil der Beobachtungen des anonymen Gentleman von Lediard selbst stammen. Es ist möglich, dass er sogar eigene persönliche Briefe in *The German Spy* noch einmal aufgearbeitet hat. Trotzdem aber ordnet Lediard sein Werk in die Tradition der Briefromane ein, indem er zum Beispiel den Herausgeber im Vorwort mehrmals die Authentizität der anonymen Briefe betonen lässt, ein übliches Verfahren. Zu dieser Zeit erschienen viele dieser stilisierten Reisebeobachtungen, man kann davon ausgehen, dass die Leser_innen die Arbeitsweise des imaginierten Fremden durchschaut hatten. Warum also arbeitet Thomas Lediard auf diese Weise? Steckt mehr dahinter

als ein Spiel mit Leseerwartungen? Der Vortrag wird mögliche Erklärungen anhand ausgewählter Textbeispiele anbieten, ebenso wie eine genauere Untersuchung der Einordnung Lediards in die Verifizierungstradition von Briefromanen anhand der Paratexte wie Vorwort und Fußnoten.

Aurelia Astner

Briefe von und an Lord Rivers – Das »Fast-Plagiat« des Johann Carl Wezel

Im Jahre 1776 erschien in Frankreich das Buch *Lettres de Milord Rivers* von Jeanne Marie Riccoboni (1713-1792). Die Autorin »übersetzt« die Briefe eines englischen Adligen, die aus Frankreich an Freunde und Verwandte nach London geschickt werden.

Jeanne Marie Riccoboni – eine Bestseller-Autorin – weicht mit diesem Briefroman von ihrem erfolgreichen Schema ab und erzählt – ohne Rücksicht auf den Geschmack des Publikums – eine außergewöhnliche Liebesgeschichte, deren weibliche Hauptfiguren nicht mehr dem Ideal der Empfindsamkeit entsprechen, sondern sich gegen die männlich geprägten gesellschaftlichen Normen zur Wehr setzen. Als Ausgleich gibt es – für etwaige enttäuschte Leser – eine vierzigseitige Beilage zum 25. Brief des Lords, in der es um eine »klassische« Liebesgeschichte geht, mit allen Elementen, die bei Lord Rivers fehlen: herzerreissende Trennungen, Liebesverzicht, Enttäuschungen, Vertraulichkeiten usw.

Der Text der Frau Riccoboni ist untypisch für eine Pseudoübersetzung im Sinne der *Lettres persanes*, da er sich bereits im ersten Brief gegen die Tradition des »imaginierten fremden Blicks« sperrt. Lord Rivers ist aus Liebeskummer nach Frankreich gereist, es ist nicht seine Absicht, »zwey nebenbulerische Völker gegen einander zu halten« (5).

Zwei Jahre nach dem Erscheinen des Romans von Frau Riccoboni entstand eine zeitgenössische Übersetzung ins Deutsche mit dem Titel *Briefe des Lord Rivers an Sir Cardigan, nebst untermischtem Briefwechsel andrer Engländer. Aus dem Französischen der Frau Riccoboni* (Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1778).

Im Jahre 1782 – vier Jahre nach dem Erscheinen des Buches in deutscher Sprache – tritt nun Carl Johann Wezel (1747-1819) auf den Plan, der die Briefe der Frau Riccoboni bearbeitet und – ohne Nennung ihres Namens! – unter folgendem Titel zum dritten Mal auf den Buchmarkt bringt: *Briefe von und an Lord Rivers, während seines 2. Aufenthalts in Deutschland; aus dessen Orig. Papieren übersetzt*, (Leipzig, im Verlag der Dykeschen Buchhandlung, 1782). (Das Buch wurde zwar anonym veröffentlicht, es scheint aber gesichert, dass Johann Carl Wezel der »Verfasser« ist.)

Erst durch die Versetzung des Lords nach Deutschland in der Bearbeitung von Wezel erfährt dieser Roman eine Wendung und fügt sich

nun in das Genre des »imaginierten fremden Blicks« ein. Die unglückliche Liebe des Lords tritt in den Hintergrund, dafür wird – vor allem in den ersten Briefen – die Reise nach Deutschland stärker thematisiert. Die »bewegende« Liebesgeschichte im Anhang zum 25. Brief wird gänzlich gestrichen, stattdessen erfährt der Leser auf sechzig Seiten Johann Wezels bzw. Lord Rivers' »Bemerkungen über Deutschland und dessen Literatur«. Besonders auf diesen Teil möchte ich in meinem Vortrag näher eingehen.

Christina Grießer

Der Umweg über »Z«. Die Einführung eines zusätzlichen fremden Blicks in *Abdul Erzerums neue persische Briefe*

Sechsendsechzig Jahre nach Montesquieus *Lettres Persanes* (1721) wurde der Briefroman *Abdul Erzerums neue persische Briefe* (1787), der als Fortsetzung dazu gelesen werden kann, anonym veröffentlicht.

Wir erfahren durch diesen Roman, dass Usbek, einer der Hauptfiguren der *Lettres Persanes*, kurz nach seiner Rückkehr verstorben ist. Sein Leben und Ableben wird als abschreckendes Beispiel allen Reisewilligen gegenüber gehandhabt. Jahre später findet jedoch sein Enkel Abdul seine Reiseaufzeichnungen und verspürt den Drang, ebenfalls in die Welt hinauszuziehen. Nach seiner heimlichen Abreise berichtet er seinen Freunden in zahl-

reichen Briefen von seinen Eindrücken, Enttäuschungen und seiner Verständnislosigkeit für die deutsche Kultur und Gesellschaft.

Bei Texten wie den *Lettres Persanes* sind in der Regel drei Lesergruppen angedacht: 1) die Leser_innen in der Heimat (hier Persien), an die die Briefe adressiert sind und die von der Fremde erfahren sollen; 2) die Leser_innen zur Zeit des Autors (hier 18. Jh.), an die der Roman adressiert ist und die ihr Eigenes aus der Sicht des Fremden kennenlernen sollen; 3) die Leser_innen zu einer anderen Zeit bzw. heute, die das Werk wiederum aus einer anderen Perspektive und mit einem anderen kulturellen und gesellschaftlichen Hintergrund betrachten.

Das Besondere an *Abdul Erzerums neue persische Briefe* ist die Einführung eines weiteren Lesers. In einem Vorwort diskutieren zwei Personen über die Echtheit der Briefe Abduls und im Zuge dessen wird ein gewisser »Z« eingeführt. »Z«, der ebenfalls aus »der Fremde« stammt, ist auf Reisen und erhält, nachdem er an einen Freund geschrieben hat, einen Brief von einem ihm unbekanntem Mann. Dieser hat von seinem Vorhaben erfahren und berichtet ihm nun erst von Usbeks, dann von Abduls Schicksal und hängt zum Schluss Abduls Briefe sowie dessen Abschiedsbrief an – mit der Bitte, sie zu lesen und drucken zu lassen.

In meinem Vortrag soll nun geklärt werden, welche Funktion und Bedeutung dieser neu eingeführte

Leser hat und wieso die nachfolgenden Leser_innen erst auf diesem »Umweg« von Abdul und seinen Briefen erfahren können/dürfen. Was ändert sich dadurch für die Gruppe der zweiten Leser_innen und welche neuen Perspektiven werden damit aufgezeigt?

Die Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden wird jetzt mehrmals, auf unterschiedliche Weise und auf unterschiedlichen Ebenen, überschritten. Der Blick über das Fremde auf das Eigene bekommt durch »Z« einen neuen Impuls, denn man sieht nun auch, was das Eigene mit dem Fremden anrichten kann und welche Konsequenzen das nach sich zieht.

Panel II: Dystopie, Utopie, verlorene Utopie

Simon Leitner

**»Die Serben sind an sich keine großen Briefeschreiber«
Heimat und Fremde in Milovan
Danjlićs Briefroman *Mein lieber Petrović***

»Warum bin ich, mein lieber Petrović, in letzter Zeit so schreibfaul geworden? Ach, warum! Könnte ich dir wenigstens diese Frage ausführlich beantworten, würde ich dir vieles über die hiesigen Umstände und ihren ungünstigen Einfluss auf die menschliche Seele erzählen.« Mit diesen Zeilen beginnt Mihailo Putnik, der Protagonist in Milovan Danjlićs 1990 erschienenem Brief-

roman *Mein lieber Petrović*, den ersten von insgesamt zehn Briefen an seinen lieben Freund Petrović, mit dem Putnik vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs Hals über Kopf nach Amerika geflohen war, wo Ersterer noch immer lebt. Putnik allerdings konnte der Sehnsucht nach seiner Heimat irgendwann nicht mehr widerstehen und beschloss, wieder nach Jugoslawien zurückzukehren, von wo aus er seinem in den USA gebliebenen Freund nun ausführliche Briefe schreibt – vornehmlich in der erklärten Absicht, Petrović davon abzuhalten, es ihm gleichzutun und nach Jugoslawien zurückzukehren. Dort angekommen, musste Putnik nämlich schon bald feststellen, dass seine durch die Jahre des Exils verklärte Erinnerung an seine Heimat kaum mehr mit der Realität im nunmehr zweiten Jugoslawien zu vereinbaren ist.

Putniks Briefe nun legen zwar die Schwächen seiner Landsleute und die Probleme in seiner Heimat schonungslos offen, sind aber trotz der enttäuschten Erwartungen keineswegs boshaft oder hämisch, sondern bisweilen in beinahe zärtlichem Ton gehalten – egal, ob er seinem Freund nun von dem Umstand, dass es beim Kauf von Zementsäcken nicht unbedingt darauf ankommt, genug Geld in der Tasche zu haben, oder die Geschichte jenes Bauern erzählt, der, wie es die Gastfreundschaft in diesem Teil der Welt gebietet, eine aufgrund einer Autopanne in der Provinz gestrandete Touristen-Familie großzügig bei sich zuhause aufnimmt

und sie anschließend ohne Gewissensbisse bestiehl. Der spezielle Status Putniks, der als zurückgekehrter Auswanderer ebenso Einheimischer wie Außenstehender ist, ermöglicht es ihm (und zwingt ihn gleichzeitig dazu), an den Vorgängen in seiner neuen/alten Heimat nicht nur teilzuhaben, sondern diese auch zu analysieren und kritisch zu hinterfragen: In seinen Briefen berichtet Putnik seinem Freund nicht nur, er kommentiert das Berichtete auch und evokiert so ein widersprüchliches Bild eines zerrissenen Jugoslawiens, das die dortigen gesellschaftlichen Gegebenheiten zu jener Zeit treffend widerspiegelt.

In meinem Vortrag möchte ich insbesondere auf den angesprochenen außergewöhnlichen Status des heimgekehrten Exilanten eingehen: Es soll gezeigt werden, auf welche Art und Weise sich diese Doppelrolle auf die Wahrnehmungen Putniks auswirkt, der sein wiederentdecktes Land, ob er nun will oder nicht, nur noch vor dem Hintergrund seiner alten (USA) und seiner ältesten Heimat (dem ersten Jugoslawien) betrachten kann, und in welchem Maße sich dadurch Begriffe wie »Heimat« und »Fremde« ändern. Ist man als kritischer Intellektueller überhaupt irgendwo zuhause? Oder wäre es, wie Putnik sagt, wirklich am besten, wenn man »gleichzeitig an mehreren Orten stehen könnte, hier und dort sein, in der Heimat und in der Fremde, in Wohlstand und Armut, in Freiheit und Einschränkung«?

Valentina Überlacher
Zwischen Verachtung und Bewunderung – Die Widersprüchlichkeit der *Lettres d'une péruvienne*

»Nicht ohne aufrichtiges Bedauern, lieber Aza, sehe ich wie sich meine Bewunderung des Genie der Franzosen in Verachtung darüber verkehrt, wie sie mit ihren Geistesgaben umgehen. Nur allzu bereit und allzu gern habe ich dieses faszinierende Land bewundert; doch kann ich vor seinen offensichtlichen Schwächen die Augen nicht verschließen.« (Grafigny 1999, 120)

Die Erstausgabe des monophonen Briefromans von 1747 beinhaltet lediglich 38 Briefe. Fünf Jahre nach der Erstveröffentlichung erscheint eine überarbeitete Ausgabe der *Lettres d'une péruvienne*, die um eine »Historische Einführung« und drei neue Briefe, die für den Roman entscheidend sind, ergänzt wurde.

Der Briefroman zerfällt formal wie auch inhaltlich in zwei Teile. Der erste umfasst Zilias – unfreiwillige – Grenzüberschreitung von ihrer eigenen, peruanischen, in eine ihr fremde Kultur und die damit verbundene Entdeckung der *neuen*, französischen Kultur. Die Beobachtungen, die zum größten Teil euphorisch, vor allem der französischen Landschaft gegenüber, ausfallen, hält sie mithilfe von Quipos, einer traditionellen Knüpfarbeit, fest.

Das Leitmotiv des zweiten Teils stellt die kritische Auseinander-

setzung mit der französischen Kultur und Gesellschaft dar. War der erste Teil besonders von einer Beschreibung der erlebten »Eigentümlichkeit« (kultureller Hervorbringungen) der Franzosen geprägt, so überwiegen im zweiten Teil harsche Urteile. Diese Entwicklung vollzieht sich parallel zu Zilias Erlernen der französischen Sprache, da Zilia ab dem 16. Brief alle weiteren in französischer Sprache verfasst. Haben Zilia bis zum 20. Brief, wie sie schreibt: »die Sorgen meines Herzens beschäftigt;« (Grafigny 1999, 86), so schreibt sie fortan von den Sorgen ihres Verstandes.

Die neu hinzugefügten Briefe der zweiten Version tragen bedeutend zu der Spaltung des Briefromans sowie dem Oszillieren zwischen Bewunderung und Verachtung bei. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich gerade diese Briefe inhaltlich erheblich von den anderen absetzen. In ihnen erfährt das Frankreich des 18. Jahrhunderts die heftigste Kritik. Sie thematisieren konsequent die »offensichtlichen Schwächen« Frankreichs wie beispielsweise die gesellschaftliche Stellung der Frau.

Die »Historische Einführung« festigt das von Peru entworfene, idealisierte, Bild, das den »imaginierten fremden Blicken« Zilias die Folie liefert, an der Frankreich gemessen wird. Neben der Historischen Einführung evozieren der Fußnotenapparat und die Herausgeberfiktion Authentizität und beglaubigen Peru als hochentwickelte Zivilisation: »Man muß gestehen

(sagt ein Historiker), daß sie so große Dinge vollbracht und eine so wirksame Ordnung aufgestellt haben, daß es nur wenig Völker geben wird, die sich einmal rühmen können, sie in diesem Punkt übertroffen zu haben.« (Grafigny 1999, 19).

Im Vortrag soll der Frage, die Ludwig Schrader in seinem Text »Die *bonne sauvage* als Französin – Probleme des Exotismus in den *Lettres d'une Péruvienne* von Madame de Grafigny« formuliert, inwiefern »Zilias und Madame de Grafignys heiles Peru eine dann auf Frankreich zurückprojizierte Eigenschöpfung ist« (327) nachgegangen werden. Des Weiteren wird sich der Vortrag den Paratexten und der Frage widmen, weshalb gerade ihr Zusammenspiel mit den neu beigegebenen Briefen den Roman näher in die Tradition der Briefromane, die mittels fremden Blick die eigene Kultur kritisch beleuchten, rückt. Dabei gilt zu berücksichtigen, dass die eigene Kultur nicht nur hinterfragt (verachtet) wird, sondern eben auch Bewunderung erfährt.

Katharina Hölzl

U-Pang, Europa und die weite Welt. Von utopischen Gesellschaften und Globalisierungstendenzen in *Briefe eines reisenden Punditen über Sklaverei, Möncherei und Tyrannei der Europäer an seinen Freund in U-Pang*

Das 17. und 18. Jahrhundert sind Jahrhunderte der Umbrüche und

des Wandels – Kriege werden geführt, Glaubensspaltungen treten ein, die europäische Besiedelung Amerikas schreitet weiter fort wie auch die Entwicklung neuer Technologien. Die Philosophie der Aufklärung durchzieht diese Jahrhunderte, in deren Tradition auch der im Vortrag behandelte Briefroman einzureihen ist. 1787 wurde *Briefe eines reisenden Punditen über Sklaverei, Möncherei und Tyrannei der Europäer an seinen Freund in U-Pang* in der Beygandschen Buchhandlung in Leipzig anonym veröffentlicht, der Verfasser bleibt bis heute unbekannt.

Ein namenloser tibetanischer Pundit aus U-Pang begibt sich im Auftrag seines Herrn auf eine Reise nach Europa, um es kennen zu lernen und ihm davon zu berichten. Sein Weg führt ihn durch verschiedene europäische Länder, er erlebt Sklaverei und Menschenhandel, Kämpfe um politische Vormachtstellung und fühlt die Macht des Klerus. In teils reiseberichtartiger Manier, teils einer Abhandlung gleichend schildert und verurteilt der Pundit in 22 Briefen an seinen Freund in U-Pang Zustände und Vorgänge in Europa ebenso wie seine persönlichen Erfahrungen mit diesen. Sein Blick ist ausnahmslos subjektiv und kritisch, seine Aussagen detailliert und auf einem fundierten Wissen über die europäische Gesellschaft basierend. Der Gedanke institutionalisierter Religion stellt das Epizentrum all seiner Kritik dar, mit besonderem Fokus auf die römisch-katholische Kirche sowie den Herrschaftsanspruch des

Klerus in der europäischen Gesellschaft.

Seine Heimat U-Pang steht dabei als ideale Gesellschaft dem seiner Meinung nach verkommenen Europa gegenüber. In einer den Briefen vorausgehenden Vorrede berichtet ein anonymen Herausgeber von der Entstehung, Lage und Gesellschaft U-Pangs, das stellvertretend für ganz Tibet steht. Es wird beschrieben als ein vom Allmächtigen fruchtbar gemachtes Land, nur »für unschuldige, unverdorbene Menschen bestimmt, [...] welche nach den Gesätzen der freien Natur leben« (anon. 1787, ii). Religion und Glaube sind frei wähl- und wechselbar, öffentliche Zusammenkünfte strikt geregelt – Religion besitzt keinerlei politische Macht. Das Tibet der Vorrede ist weder gleichzusetzen mit dem realen, historischen Tibet des 18. Jahrhunderts noch mit irgendeinem anderen Land irgendeiner Zeit. Vielmehr wird hier durch den Verfasser des Briefromans eine Utopie konstruiert, der gegenüber sich das im Wandel befindende Europa behaupten muss.

Der Gedanke dieser gesellschaftlichen Utopie bildet den Ausgangspunkt für den Vortrag: Ihre Konstruktion soll durch die Gegenüberstellung mit der geschilderten europäischen Gesellschaft in ihrer Bedeutung erfasst und davon ausgehend anhand des auftretenden Reisemotivs – besonders in Hinblick auf die Probleme der Globalisierung – untersucht werden.

Sebastian Obermeir

Miserable England. Der dystopische Gesellschaftsentwurf in *Private Letters from an American in England to his Friends in America*

»Miserable England, / I prophecy
the fearful'st time to thee, / That
ever wretched age hath look'd
upon.«

Diese Worte Hastings aus Shakespeares *Richard III* sind *Private Letters from an American in England to his Friends in America*, einem anonymen, 1769 in London erschienenen Briefroman vorangestellt.

Entgegen den meisten Werken, die sich des Konzeptes eines imaginierten fremden Blickes bedienen, arbeitet dieser Roman nicht mit dem Erstaunen über die Unterschiede zu den Menschen, ihren Bräuchen und den gesellschaftlichen Strukturen im Heimatland, sondern mit dem Erstaunen über die drastischen Veränderungen, die im bereisten Land stattgefunden haben.

Die Neugierde auf diese Veränderungen veranlasst einen jungen Amerikaner, in das Land seiner Vorfahren zu reisen. Dort findet er ein England vor, das zu einem entvölkerten, verlassenen Staat verkommen ist, dessen Regierung gar nach Amerika verlegt worden ist: Ein unglücksel'ges England, das furchtbare Zeiten durchlebt. Diese Erfahrungen, die in Großbritannien vorherrschenden (Un)Sitten, sowie das soziale und politische Leben gegen Ende des 18. Jahrhunderts beschreibt der anonyme Autor in 28

Briefen an seine Freunde in Amerika.

Da die Charakterisierung der Fremde somit nicht durch die kulturbedingte Abgrenzung von der Heimat, sondern lediglich durch die Beschreibung eines fiktiven, unerwünschten Zustands Englands erfolgt, entzieht sich der Roman vielen klassischen Merkmalen, die ein Werk mit imaginierten fremden Blicken charakterisieren, wenngleich er sich auch einige zu Nutze macht. Und obwohl das Werk gleichermaßen nicht über die Kennzeichen einer typischen Dystopie verfügt, zeichnet es ein Schreckensbild, das als Projektionsfläche für die Leser im 18. Jahrhundert vor den Folgen sündhaften Lebens warnen soll.

Dieser Vortrag zeigt, auf welche Art sich das zeitgenössische England im Roman verändern musste, um es dem Autor zu erlauben, eine Gesellschaft zu entwerfen, die durch Luxus, Lasterhaftigkeit, Eitelkeit und Untätigkeit zugrunde gegangen war. Gleichzeitig werden der Zweck dieser dystopischen Elemente sowie die Frage, warum davon auszugehen ist, dass auch die Perspektive des anonymen Autors unweigerlich ein imaginiertes fremder Blick ist, erörtert. Die Form, in welcher *An American in England* Kritik am Gesellschaftsbild Großbritanniens übt, sowie die sich daraus ergebende Verschiedenartigkeit zu anderen Briefromanen und Werken, die Utopien und Dystopien auf eine ähnliche Weise einsetzen, stehen dabei im Fokus des Vortrags. Denn erst so kann *Private Letters*

from an American in England to his Friends in America als Maßnahme, die Prophezeiung von Shakespeares Hastings keinesfalls zur Wirklichkeit werden zu lassen, begriffen werden.

Panel III: Gesellschaftskritik

Lukas Hacksteiner

Von den Gefahren unfreiwilliger Bekehrung. Zur Kultur- und Kirchenkritik in *Bericht des Phihihu, Sendboten des Kaisers von China* (Friedrich II. von Preußen)

Unter dem Pseudonym »Phihihu – Abgesandter des Kaisers von China« veröffentlichte Friedrich II. von Preußen 1760 seine theologische Streitschrift *Bericht des Phihihu, Sendboten des Kaisers von China*. Bevor noch im gleichen Jahr ein Nachdruck bei Brockhaus in Leipzig publiziert wurde, war der Text als 29-seitige Broschüre ohne Jahresangabe in französischer Sprache erschienen.

Bereits die unrichtige Verlegerangabe »A Cologne chez Pierre Marteau« (in Wirklichkeit Berlin: Decker) – in der Aufklärung der übliche Weg, die Zensur zu umgehen – weist auf die Tradition hin, in der Friedrichs Text steht: Wie im Vorbild, Montesquieus *Lettres persanes*, wird aus der Sicht eines fiktiven Fremden in Briefform Kritik an der eigenen Kultur geübt. Der Text legt den Fokus allerdings auf einen anderen Aspekt: Vorrangig übt der

Herrscher Kritik am römischen Kuriensystem. Die Schrift bedeutet in seinen Worten »einen Tatzehieb gegen den Papst, der die Degen unserer Feinde segnet und Königsmördern in der Kutte eine Freistatt gewährt«, »einen Schrei der empörrten Vernunft gegen das schämliche Gebaren dieses Baal-Papstes«. Anlass zur Kritik geben die Verleihung des geweihten Hutes und Degens durch Klemens XIII. an Feldmarschall Daun und die Aufnahme der nach dem Attentat des Paters Malagrida auf König Joseph I. aus Portugal vertriebenen Jesuiten im Kirchenstaat.

König Friedrich wählt die Optik des chinesischen Sendboten Phihihu, der in kaiserlichem Auftrag durch Europa reist, um seinem Herrscher von der dortigen Kultur zu berichten. Die entstehenden Briefe werden zum Medium höherer Erkenntnis über die beobachtete Kultur und zum Vehikel einer scheinbar systemexternen Kirchen- und Kulturkritik, die darauf abzielt, dem historischen (europäischen) Adressatenkreis der Streitschrift einen scheinbar unverstellten, objektiven Blick auf die eigene Kultur zu ermöglichen. Das Herkunftsland des Fremden bildet stets die Bezugsfolie für die Betrachtungen. Der Text darf damit als Beispiel für deutsch-chinesischen Orientalismus gelten.

Der Vortrag greift systematisch einige Aspekte der im Text geübten Kultur- und Kirchenkritik heraus, um sie in einem ersten Schritt philosophisch wie historisch zu kontextualisieren und in einem zweiten

Schritt vor dem Hintergrund der Frage nach der Funktion und der epistemologischen Dimension des imaginierten fremden Blicks zu diskutieren. Im Zuge dessen soll auch dem China- und Europabild nachgegangen werden, das über die West-Ost-Dichotomie – die Grundlage für Phihihus Betrachtungen – erzeugt wird. Dabei wird davon ausgegangen, dass der Text gerade wegen der kritischen Intention nicht der europäischen Kultur ein östliches Ideal als Projektionsfläche gegenüberstellen, sondern im Gegenteil Mechanismen der diskursiven Fremdzuschreibung und Identitätskonstruktion offenlegen soll.

Michael Dold

Aufklärung als Waffe gegen kirchliche Bevormundung

1784 erschien in Deutschland ein Werk, angeblich übersetzt aus dem Arabischen, mit dem Titel *Marokkanische Briefe* von Johann Pezzl. Darin beschreibt ein marokkanischer Geschäftsmann namens Sidi, der sich als Mitglied einer marokkanischen Delegation im Jahre 1783 in Wien aufhält, seine Beobachtungen in Form von 22 Briefen an seinen Freund Hamid in Tanger.

An das Schema der *Lettres persanes* angelehnt, richtet sich der Text an einen gebildeten zeitgenössischen Personenkreis, der mit den örtlichen sozialen, politischen und klerikalen Gegebenheiten vertraut ist.

Im knappen Vorwort steht unter anderem der Hinweis, dass »diese

Briefe [...] wohl auch auf einem europäischen Sofa dürften gelesen werden«. Und um eventueller formaler Kritik von vornherein zu begegnen, heißt es weiter: »Ihr Zweck ist, bloß auf einige Minuten zu unterhalten, so wie es der Zweck der meisten neuen deutschen Schrifthefte ist. [...] Sie sind ohne Plan, ohne Zusammenhang, ohne Gründlichkeit. Ansprüche genug zu einer nachsichtigen Aufnahme.« (4)

Für Sidi, den fiktiven Verfasser der Briefe, ist Wien die ideale Informationsquelle; das sei der Ort, an dem sich »Leute von allen Nationen, Sprachen und Religionen« treffen. (6) Mit etwas Gold lässt sich in allen Bereichen das Gewünschte erreichen, denn Gold ist »der Schlüssel zu ihrem Mund und Herzen«. (7)

In den einzelnen Abschnitten des gesamten Werkes treten zwei Bereiche besonders hervor, die für Pezzl von zentraler Bedeutung sind: die unverblühte und teilweise sogar derbe Kritik am Klerus und sein vehementes Eintreten für die Aufklärung.

Pezzl bedient sich dabei der Sichtweise eines Fremden, um aus dessen scheinbar unvoreingenommenen Blickwinkel seine heftige Kritik an den Verhältnissen in der katholischen Kirche zu transportieren: die Ohrenbeichte der »Pfaffen« beispielsweise, entlarvt er als ein ausgeklügeltes Abhörsystem, das dem Denunziantentum Tür und Tor öffnet. Ebenso geißelt er den Zölibat, der Körper und Geist dauerhaft schädigt sowie als Zuchtinstrument missbraucht wird.

Die Anliegen des Autors, auf unhaltbare Zustände hinzuweisen, sowie seine Vorschläge zu deren Korrektur, laufen des Öfteren Gefahr, in allzu polemischer Ausdrucksweise zu verpuffen. Trotzdem macht er konkrete Vorschläge, wie die Abschaffung klerikaler Bevormundung, eine Reduzierung von Militär und eine landesweite Verbesserung des Bildungs- und Schulsystems. Um seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen, sowie möglicher Verfolgung und der Zensur zu entgehen, wählte er deshalb den Umweg des imaginierten fremden Blickes als strategisches Konzept.

Der Text ist zwar als ironische Unterhaltungsliteratur angelegt, jedoch mit der ernsthaften Absicht, den bestehenden Diskurs um Glaubensdogmen versus Aufklärung weiter zu befeuern. Denn nur ein aufgeklärtes Volk kann der Bevormundung durch die Kirche wirksam begegnen.

Mein Vortrag wird sich in der Hauptsache mit den beiden zentralen Themen der *Marokkanischen Briefe*, Pezzls Kirchenkritik und sein Konzept der Aufklärung, beschäftigen.

Theresa Frank

**»The Nature of these Islanders«:
Menschen- und Sittenbild in den
*Letters from an Armenian in Ireland***

Von Korruption zerfressen – mit dieser unverblühten Diagnose der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Irland beginnt die

Pseudoübersetzung *Letters from an Armenian in Ireland, to his Friends at Trebisond, &c.* aus dem Jahre 1757 (von Robert Hellen oder Edmund Sexton Pery, die Autorschaft ist ungeklärt). In diesem Briefroman zeichnet der Protagonist, ein Armenier namens Aza, ein Bild des Sittenzerfalls, der nicht nur die Politik, sondern quasi alle sozialen Bereiche betrifft. Die Beschreibung der spezifischen Umstände in Irland geht Hand in Hand mit einer breit gefassten Gesellschaftsanalyse, die vorwiegend um moralische Fragen kreist.

Das Genre der Pseudoübersetzung lebt von der (imaginären) Gegenüberstellung zweier Kulturen; der Reisende als Grenzgänger zwischen der eigenen und der fremden Kultur tritt dabei als vermeintlich unbefangener und neutraler Beobachter auf. Seine Versuche, sich das Gesehene und Erlebte plausibel zu machen, sein Staunen und auch sein Unverständnis, dienen dabei nicht selten als Folie, um auf ironische Weise Spott und Kritik an der beschriebenen Gesellschaft auszudrücken. Nicht zuletzt geht es um die Relativierung des Blickes und das Aufzeigen möglicher blinder Flecken in der Wahrnehmung.

Diese Projektionsfläche zwischen dem Fremden und dem Eigenen fehlt bei den *Letters from an Armenian* fast völlig. Die Fremdheit des ausländischen Briefeschreibers ist auf ein Minimum reduziert, die Leser_innen erhalten keine Hintergrundinformation zu seiner Herkunft. Insgesamt scheint es dem

Text kein Anliegen zu sein, gezielt Exotik zu erzeugen (wie etwa durch die Verwendung von anderssprachlichen Ausdrücken und/oder der Erwähnung von fremdländischen Personen oder Orten). So werden auch die von Aza beschriebenen Verhältnisse nicht in Relation zu seiner eigenen Kultur gesetzt, es gibt keine persönliche Stellungnahme oder Versuche des expliziten Vergleichs. Und dennoch: Das Spiel mit dem fremden Blick funktioniert auch dann, wenn Details über die Herkunft des fremden Beobachters fehlen; es genügt sein Status des außenstehenden und dadurch objektiven Beobachters, der daran erinnern soll, dass die eigene Ordnung und Lebensweise nicht die einzige und schon gar nicht eine universell richtige ist.

Gesellschaftskritik ist ein zentraler Fokus dieses Briefromans, dessen Ton durchwegs nüchtern und sachlich bleibt. Ein positives Gegenmodell oder eine Alternative werden nicht angeboten, vielmehr erscheinen die Briefe als trockene Bestandsaufnahme eines Ist-Zustandes. Azas minutiöse Analyse dieses Ist-Zustandes zeigt jedoch auf, wo die Ursachen für die Korruption von Politik und Gesellschaft liegen – was man als indirekten Appell verstehen kann, dass diese zu bekämpfen sind.

Eine nähere Betrachtung des auf diese Weise gezeichneten Menschen- und Sittenbildes erscheint daher fruchtbar für ein tiefergehendes Verständnis des Werkes:

Inwiefern werden spezifische Merkmale der »irischen Seele« sichtbar? Wie werden verschiedene Bevölkerungsgruppen und Stände charakterisiert? Wie sieht die Beziehung der Bevölkerung zu den Machthabern aus? Welche Moralvorstellungen werden vertreten? Welche Rolle spielen Religion und Bildungssystem?

In der Beschäftigung mit diesen Fragen sollen auch etwaige Motive des allgemein Menschlichen herausgearbeitet werden.

Panel IV: Frauenbilder

Philipp Sperner
Die abwesende Andere in imaginierten fremden Blicken

Das Wechselspiel zwischen Identität und Differenz ist zentral für die Funktionsweise von Werken, die in der Tradition des »imaginierten fremden Blickes« stehen. Einerseits muss der Blick fremd genug sein, um authentisch zu wirken und so Objektivität und Neuheit zu garantieren, andererseits darf der Blick nie so fremd sein, dass die Aussagen über die eigene Kultur nicht mehr intelligibel und nachvollziehbar sind. Da die Aussagen des Fremden oder der Fremden als Vehikel der eigenen Meinung dienen, sind sie nur bedingt dafür geeignet, Fremdheit zu markieren. Dies geschieht stattdessen, bis auf Ausnahmen wie der Demonstration der Unwissenheit des Fremden hinsichtlich einiger gesellschaftlicher

Gegebenheiten, vor allem über die (ver-) fremde(te) Sprache, sowie durch die kontrastierende Schilderung der fremden Kultur und ihrer Eigenheiten. Dadurch wird das Fremde zur Gegenfolie für die Darstellung des Eigenen. Die Imagination des Anderen ist insofern in erster Linie eine Imagination der klaren Bestimmbarkeit des Eigenen.

Auch wenn die einzelnen Werke diese Grundstruktur je verschieden aktualisieren, bleibt das komplexe Wechselspiel zwischen Identität und Differenz dennoch immer das zentrale Moment. Um die Komplexität dieses Changierens zu beleuchten, werde ich in meinem Vortrag die 1802 anonym erschienenen *Letters of Shahcoolen* genauer betrachten und zeigen, inwiefern die fremde Frau besonders stark durch dieses Wechselspiel geprägt ist. Das behandelte Werk kann dabei als prototypische, wenngleich auf den Kern reduzierte, Version eines »imaginierten fremden Blickes« angesehen werden. Die ursprünglich im *New York Commercial Advertiser* veröffentlichten Briefe eines indischen Philosophen in Philadelphia haben neben einem Vergleich der amerikanischen und indischen Poesie vor allem aufklärerische und feministische Gedanken des späten 18. Jahrhunderts zum Thema, wobei es dem anonymen Verfasser insbesondere um eine kritische Begutachtung dieser »modernen Philosophien« geht. Die vergleichsweise schlichten Briefe verzichten zum Großteil auf eine detaillierte Darstellung des in-

dischen Kontextes sowie auf eine exotisierende Sprache, sondern beschränken sich auf die Schilderungen der amerikanischen Zustände und betonen die Fremdheit des Beobachters vornehmlich, um den Kontrast zum Gewohnten zu erhöhen und die Briefe dadurch interessanter zu machen.

Anhand der in den Briefen dargestellten Unterschiede zwischen indischen und westlichen Frauen möchte ich in meinem Vortrag zeigen, dass die Differenz der Kulturen hauptsächlich durch äußerliche und formale Merkmale markiert wird, wohingegen das Denken und die Argumentation des Fremden beinahe vollständig dem Eigenen angepasst sind, was dazu führt, dass er als Anderer zu verschwinden droht. Die Evozierung des Bildes der »indischen Frau« dient hierbei einerseits der Betonung der Differenz, wobei die fremde Frau dem kritisierten Bild der modernen westlichen Frau gegenübergestellt wird. Andererseits entspricht die exotische indische Frau genau dem Idealbild amerikanischer Weiblichkeit, wie es der Autor durch die Worte des imaginierten Fremden propagiert. Das gleichzeitige Ausstellen und Negieren der Differenz des/der Anderen wird dadurch zu einer komplexen Inszenierung, die darauf angewiesen ist, dass je nach Situation nur jeweils eine der beiden Aspekte aktualisiert wird und Gegen- und Idealbild nicht gleichzeitig aufgerufen werden. Die fremde Frau, die in den Briefen Shahcoolens, ebenso wie in vielen anderen Imaginationen fremder Blicke,

keine eigene Stimme hat und ausschließlich als imaginäre und unmögliche Synthese von Gegen- und Idealbild der westlichen Frau existiert, ist dadurch als Andere noch abwesender als der fremde Mann.

Lena Renoth

Kontrastive Frauenbilder im England und China des 18. Jahrhunderts. Die Darstellung der Frauen in Oliver Goldsmiths Briefroman *Der Weltbürger*

»Die Damen hierzulande sind schrecklich hässlich. Ihr Anblick ist kaum zu ertragen.« (Goldsmith, 1977, 18) Mit solch schonungslosem und hartem Spott beschreibt der chinesische Protagonist Lien Chi Altangi in Oliver Goldsmiths Briefroman *Der Weltbürger. Briefe eines in London weilenden chinesischen Philosophen an seine Freunde im Fernen Osten* aus dem Jahr 1762 die englischen Frauen in London. Die chinesischen Frauen dagegen werden folgendermaßen dargestellt: »Nie werde ich die Schönheiten meiner Heimatstadt Nangfu vergessen. Wie breit sind ihre Gesichter, wie kurz ihre Nasen, wie klein ihre Augen, wie dünn ihre Lippen, wie schwarz ihre Zähne.« (Goldsmith, 1977, 18f.) Diese gegensätzlichen Vorstellungen von Schönheit des weiblichen Geschlechts wie auch das unterschiedliche Verhalten und Auftreten der Frauen in den beiden Kulturkreisen England und China ziehen sich in zahlreichen Briefen durch Goldsmiths Roman.

Die Briefsammlung handelt von einem chinesischen Philosophen namens Lien Chi Altangi, der in London lebt und in zahlreichen Briefen an seinen Freund in China die englische Gesellschaft, ihren politischen und kulturellen Alltag, mit einer satirischen Schärfe und Ironie in ein klares Licht rückt und sie gleichzeitig überdenkt. Doch nicht nur englische Gewohnheiten werden beobachtet und reflektiert. Der Roman erlaubt zusätzlich Aussagen über die China-Kenntnisse in der damaligen Epoche der Aufklärung. Diese zwei sehr unterschiedlichen Kulturen, ihre Eigenheiten, Unterschiede aber auch Gemeinsamkeiten werden bei Goldsmith sehr anschaulich dargestellt. Einen bedeutenden Anteil nehmen dabei die Darstellungen des schönen Geschlechts ein, sowohl die Beschreibung der englischen als auch der chinesischen Frauen.

Von den insgesamt 123 Briefen widmet sich der Chinese in 14 Briefen den englischen Frauen, den Ehegesetzen und dem Ehe-Alltag im England des 18. Jahrhunderts. Dabei werden die Eigenschaften und die Stellung der Frauen in London die meiste Zeit heftig kritisiert. Durch Vergleiche mit den chinesischen Frauen werden diese dagegen als durchwegs positiv und vorbildmäßig beschrieben. Durch den fremden Blick des Chinesen wird den Leser_innen eine sehr eigenwillige und komplizierte Darstellung der englischen Frauen näher gebracht, während die chinesischen Frauen als das Ideal angesehen werden. Diese spezifi-

schen Unterschiede zwischen dem englischen und chinesischen Frauenbild wie auch ihre möglichen Gemeinsamkeiten werde ich in meinem Workshop-Vortrag weiter ausführen.

Martina Mayer

Frauenbilder des 18. Jahrhunderts in Frankreich und der Türkei. Eine kontrastive Betrachtung anhand der *Lettres d'une Turque à Paris, écrites à sa Soeur au Serrail*

Als 1731 Germain François Poullain de Saint-Foix' Briefroman *Lettres d'une Turque à Paris, écrites à sa sœur au serrail* veröffentlicht wurde, so geschah dies mit dem Untertitel *Pour servir de Supplément aux Lettres Persannes*. Hatte Montesquieu seine *Lettres persanes* in erster Linie genutzt, um allgemeine Gesellschaftskritik anzubringen, so öffnete de Saint-Foix tatsächlich andere Perspektiven: Er charakterisierte u.a. die Rolle und die Rechte der Frau, die Relation zwischen den Geschlechtern bzw. das Eheleben und ging auch auf emotive Aspekte ein, indem er aus hauptsächlich fiktiv-weiblicher Perspektive Themen wie Liebeskummer, Untreue und die typisch französische Kocetterie des 18. Jahrhunderts einbrachte. So wohnt seinem Werk auch heute noch – wenn man es mit den *Lettres persanes* in Relation setzen möchte – tatsächlich der Charakter eines thematischen »supplément«¹ inne.

De Saint-Foix' Briefroman erzählt die Geschichte einer jungen Türkin,

Rosalide, die aufgrund ihrer Liebe zu einem in Konstantinopel gefangen gehaltenen Venezianer im Zuge einer abenteuerlichen Flucht zuerst nach Südfrankreich und im Weiteren nach Paris gelangt. Dort macht sie Bekanntschaft mit dem französischen Lebensstil und integriert sich anschließend relativ gut ins Leben der französischen Gesellschaft. Damit kann durchaus davon ausgegangen werden, dass sich Rosalides imaginärer Blick auf das Eigene wie auch auf das Fremde mit zunehmendem Fortschreiten des Romans verändert.

Die Hauptkorrespondentinnen des Briefromans sind Rosalide und ihre Schwester Fatime, die in ihrer Korrespondenz nicht nur aus dem eigenen Leben berichten: Die beiden Schwestern erzählen einander auch Geschichten aus dem jeweiligen Kulturkreis, in dem sie leben. Aus dem Zusammenspiel zwischen Geschichten und Briefen wird nun klar, dass die beiden Frauen, obgleich ihr Leben unter denselben Voraussetzungen und mit derselben Sozialisierung begann, sich unterschiedlich entwickelten und teils voneinander divergierende Sichtweisen annahmen.

Die persönlichen Haltungen der beiden Frauen werden in der Auswahl der Themen ihrer Korrespondenz ebenso ersichtlich wie in der Art und Weise, wie sie diese Themen behandeln. So erlaubt der Briefwechsel zwischen Rosalide und Fatime einen Einblick in die Frauenbilder zweier unterschiedlicher Kulturen bzw. in die kultur-

spezifische Wahrnehmung von Liebe, Beziehung und Emotion. Dadurch kann im Rahmen einer vergleichenden Betrachtung kultur- und religionsübergreifend Identisches sowie kulturell und religiös bedingt Abweichendes ausgemacht werden.

Ziel meines Workshop-Vortrages ist es nun, die Frauenbilder der beiden Kulturräume anhand ihrer kontrastiven Gegenüberstellung in den *Lettres d'une Turque à Paris* nachzuvollziehen und in ihrer Funktion zu beschreiben. Als Grundlage dieser Befassung werden natürlich die fiktiven Frauenbilder dienen, die de Saint-Foix seiner Leserschaft vermittelte – also sein persönlicher Blick auf das überzeichnet dargestellte Eigene und das imaginierte Fremde, den er sozusagen seinen beiden Hauptkorrespondentinnen »ins Auge« legte. Es soll aber nicht nur de Saint-Foix' Bild der französischen Frau (vom Autor als relativ eigenständiges Individuum beschrieben) mit dem der orientalischen Frau (ihrerseits in ihren Handlungsmöglichkeiten als stärker eingeschränkt dargestellt) verglichen werden. Da de Saint-Foix die verschiedenen Frauenrollen in einen Gesamtkontext kultureller bzw. religiöser Unterschiede einbettet und auch die Wertigkeit von Gefühlen bzw. die Konzeption des Beziehungslebens zwischen Mann und Frau in den beiden Kulturräumen beschreibt, sind auch diese Aspekte für den Vortrag relevant.

Kontakt
Brigitte Rath
brigitte.rath@uibk.ac.at